GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS

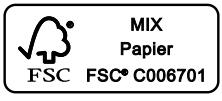
Wolfgang Schmidbauer

PARTNERSCHAFT und BABYKRISE

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Munken Premium Cream liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Copyright © 2012 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck und Einband: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-579-06665-3

www.gtvh.de

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG: IM BUND DAS DRITTE 7

Schwangerschaft und Aggression 12
Aggression und Besorgnis 25
Gefahren der Symbiose 31

1. DIE DAUERMÜDIGKEIT JUNGER ELTERN 36

Liebesillusionen im Alltag 41
Der Zwillingsmythos 44
Verlust der Symbiose 48

2. DER SYMBIOSEKOMPLEX 53

Das Sehnen nach der verlorenen Hälfte 55
Das Geheimnis der Partnerwahl 63
Das Prinzip Austausch 67
Die Individualisierung 73

3. INSTABILE KERNE DES SELBSTGEFÜHLS 77

Der Mythos gelingender Freundschaft von Ex-Paaren 81
Regelkreise in der Kränkungsverarbeitung 82
Die kindliche Depression als Modell
der Liebeskrankheit 86

4. ABHÄNGIGKEIT UND WUT 96

Affekte um das Baby 99
Der Mythos der perfekten Mutter 102
Im Bund das Vierte 109
Großeltern als Belastung und Chance 120

5. DIE GEMEINSAME VERARBEITUNG DER BABYKRISE 128

Die Sehnsucht nach Harmonie 131
Eine neue Sicht auf den Ödipuskomplex 134
Das Kind als Richter 137
Steigende Scheidungszahlen 142
Romantik und Realität 146
Triangulierung und innerer Raum 159

6. DAS KIND ALS CHANCE 167

Die Freude am Kind 172
Die Delegation der Selbstliebe 175
Gegenübertragungen 180

SCHLUSS: DIE (FAMILIEN-)POLITISCHE DIMENSION 184

Anmerkungen 189

EINLEITUNG: IM BUND DAS DRITTE

Die Geburt eines Kindes ist die häufigste Ursache einer Scheidung in den ersten Ehejahren.

Die Geburt eines Kindes ist in vielen zivilisierten Ländern die häufigste Ursache einer Scheidung in den ersten Ehejahren. Diese Statistik wirkt paradox. Schließlich heiraten Menschen doch in erster Linie, um eine Familie zu gründen, was oft auch heißt: einen Kinderwunsch zu verwirklichen.

Frauen und Männer sind in der Regel überzeugt, ein gemeinsames Kind sei Ausdruck einer Liebesbeziehung und werde diese festigen. In Wahrheit aber kann unter den Partnern der Gegenwart eine belastbare Liebesbeziehung die Beschädigungen durch das Baby gerade noch verkraften, während eine weniger belastbare sich oft nicht mehr davon erholt.

So liegt es nahe, die Erosion der Liebe zwischen den Eltern durch das Kind zu untersuchen. Es stellt sich sogar die Frage, weshalb das angesichts der gravierenden Folgen bisher kaum geschehen ist. Selbst die Fachleute der Psychotherapie ignorieren häufig den Zusammenhang zwischen Depressionen und Elternstress.

Die Liebe zum Kind wird in der Regel noch energischer gegen alle Einwände und Bedenken verteidigt als die erotische Liebe. Das zwingt alle Beteiligten, Schattenseiten zu ignorieren und ein als gefährdet erlebtes »Glück« durch Verleugnungen zu festigen. Diese haben leider den Nebeneffekt, dass die Probleme, derart unter den Teppich gekehrt, anwachsen

und unlösbar werden, während eine frühe Wahrnehmung der Krise die Suche nach Abhilfe fördern kann.

In den letzten Jahren hat sich die Scheidungskurve zweigipflig entwickelt. Nach den Frühscheidungen während der ersten Jahre nach der Geburt scheinen sich die Familienverhältnisse wieder zu beruhigen, bis die Kinder selbstständig geworden sind. Dann häufen sich erneut die Scheidungen.

Die Analyse solcher Spätscheidungen zeigt, dass auch sie in der Regel durch Beschädigungen der frühen Ehe durch das Kind verursacht worden sind. Diese waren in der Zwischenzeit durch die gemeinsame Zuneigung zum Nachwuchs verschleiert und notdürftig kompensiert. Sie haben aber die Kränkungsverarbeitung zwischen den Partnern so geschwächt, dass diese den Belastungen der Wiederannäherung nicht standhält, welche durch den Auszug der Kinder und die Vision eines gemeinsamen Lebensabends entstehen.

Der 52-jährige Maximilian[1] sucht Hilfe, weil er sich »wie auf einem Pulverfass« fühlt. Er hat sich ein Jahr nach dem Auszug seiner Tochter in eine Kollegin verliebt und ein Verhältnis mit ihr begonnen. Er muss die Beziehung auf deren Wunsch verheimlichen, weil sie verheiratet ist und zwei Kinder im Vorschulalter hat; beide empfinden ihr Verhältnis aber als so intensiv, dass sie sich erotisch völlig von ihren Partnern distanziert haben.

Maximilian beschreibt, dass er nach der Geburt des Kindes immer wieder von seiner Frau abgewiesen wurde. Er fand das so kränkend, dass er sich entschloss, nur noch mit ihr zu schlafen, wenn die Initiative von ihr ausging. Das habe zu einer extremen Verarmung des Sexuallebens geführt. Vermutlich habe seine

Frau geglaubt, er sei jetzt endlich *normal* geworden, nicht mehr so sexbesessen wie zu Beginn ihrer Partnerschaft.
Seit die Tochter einen Freund habe, wolle seine Frau wieder öfter mit ihm schlafen, berichtet Maximilian. Jetzt habe aber er keine Lust mehr und ziehe sich mit Ausreden zurück. Er wolle seiner Geliebten nicht untreu werden, aber er fürchte sich auch vor den Vorwürfen seiner Partnerin. Besonders konfliktfreudig seien weder er noch sie. Er hänge an seiner Frau, es sei eigentlich eine gute Ehe gewesen, sie hätten die Probleme mit der Tochter gemeinsam gelöst, sie habe beruflich etwas zurückgesteckt, sich aber inzwischen wieder eine gute Stelle gesucht.

Solche Berichte sind Alltag in der Praxis der Paaranalyse, aber ich habe mich nie an den herzzerreißenden Schmerz gewöhnen können, der sich bereits in den ersten Sätzen ankündigt. Maximilians Frau steht mitten in einem Scherbenhaufen. Sie weiß noch nichts davon, sie ahnt nicht, wie weit sich ihr Mann schon von ihr entfernt hat, sie hat geglaubt, dass er aus Liebe zu ihr und aus Einsicht in ihren Stress damals seine erotischen Ansprüche taktvoll reduziert hat.
Jetzt, so denkt sie, wird er sich freuen, wenn sie wieder mehr Lust und Zeit aufbringen kann. Sie will ihn ja nicht bedrängen! Indem sie von sich ausgeht, ist es ihr ganz selbstverständlich, dass sich Erotik nur unter günstigen Umständen entwickelt.
Wenn sie dann der Wahrheit ins Gesicht sehen muss, erkennt sie wiederum nicht Maximilians Wahrheit, sondern ihre eigene: Er hat ihre ganze Sorge und Mühe um die Tochter mit einem Wisch ausgelöscht, hat beschlossen, sie auf den Müll

zu werfen, weil sie nicht mehr so schlank und knackig ist wie früher, hat sich mit einer Jüngeren zusammengetan. Und er hat es heimlich gemacht, er hat ihr keine Chance gegeben, hat nichts davon angekündigt, hat sie verhungern und verdorren lassen, bis sie zu unattraktiv und mutlos wurde, um sich noch nach einer neuen Beziehung umzusehen.

Haben früher Kinder eine Beziehung gekittet? Sind wir heute verantwortungsloser, geben Beziehungen schneller auf, sind die Menschen egoistischer geworden? Solche Klischees spuken in konservativen Interpretationen, die gerne übersehen, dass sich Ehen auch durch zermürbenden äußeren Druck auf alle Beteiligten erhalten lassen und in der »guten alten Zeit« die Menschen eine sehr viel kürzere Lebenserwartung hatten. Ob eine Frau aus einer unglücklichen Ehe ausbricht oder im Kindbett stirbt, bedeutet für die Betroffenen alles; für die Statistik besagt ein solches Detail nur, dass Ehen seltener geschieden werden.

So wissen wir nicht genau, ob die Kränkbarkeit der Eltern durch das Hinzukommen des Dritten in ihre Partnerschaft wirklich ein neues Phänomen ist oder nicht. Solange Kinder die einzige Alterssicherung für die Eltern waren, hat der ökonomische Gewinn schwerer gewogen. Armut und harte körperliche Arbeit lassen die Moral, wie Brecht sagte[2], an die zweite Stelle rücken. Sie mindern noch mehr die narzisstischen Ansprüche an die Menschen, deren Liebe wir ersehnen.

Unser Erleben ist auf die soziale Umwelt bezogen, die wir für gültig halten. Es kann nicht außer Kraft gesetzt werden, sobald uns andere Umwelten vorgehalten werden, nach dem

Motto: »Zu meiner Zeit hat's das nicht gegeben!« Wir leben und leiden in der Welt, die durch unsere Ansprüche geschaffen ist. Wenn jemand aus der Zelle eines Klosters auf unsere Probleme herabblickt, werden die gequälten Seelen genau überlegen, ob sie dieses Beispiel zu Nachfolge oder Mitleid spornt.

Ein weiteres Klischee will ich hier nur ganz kurz streifen. »Dann lieber keine Kinder« ist *keine* Lösung. *Uneinige Kinderlosigkeit belastet eine Beziehung weit mehr als die Geburt eines Kindes.* Aber diese Quelle einer Kränkung für das Paar ist für die Beteiligten sehr viel eindeutiger und leichter identifizierbar als das von beiden gewünschte und geliebte Kind. In der Tat kann ein Ereignis, welches von dem einen Paar als Krönung ihrer Liebe erlebt wird, die Liebe eines anderen (oder gar desselben Paares) unheilbar beschädigen. Wem das zu kompliziert ist, der sollte dieses Buch wieder aus der Hand legen.

Uneinige Kinderlosigkeit belastet eine Beziehung weit mehr als die Geburt eines Kindes.

Wenn unser Kind dann später mal ein Eis isst
und nicht aufpasst, sodass das Eis herunterfällt,
dann sind wir uns doch einig, dass wir ihm
kein zweites Eis kaufen!?

Ein werdender Vater zur Mutter seines Kindes,
im sechsten Monat schwanger, vor einer Eisdiele.

Du meinst, unser Kind
muss deine ganze Sturheit ertragen?

Die Schwangere

Wer im Naturschutzgebiet einem wilden Schwein oder Bären begegnet, wer in den schwedischen Wäldern einen Elch trifft, dem klopft das Herz. Dennoch kann der Wanderer ziemlich sicher sein, dass ihm nichts geschieht. Solange er nicht versucht, das wilde Tier zu streicheln, wird ihm dieses ausweichen. Der Mensch passt nicht in sein Beuteschema.
Eine Ausnahme: Sollte der Wanderer übersehen haben, dass er ein führendes Muttertier vor sich hat, ist er gar zwischen es und ihren Nachwuchs geraten, dann wird er angegriffen, ehe er sich's versieht. Es gibt im Säugetierreich keinen gefährlicheren Ort als den zwischen Mutter und Kind.
Wir Menschen haben uns in einer langen, in den letzten Jahrtausenden kulturell geprägten Evolution von solchen instinktiven Aggressionen verabschiedet. Neue Bilder haben sich eingeprägt: Der Mann steht am Eingang der Höhle und beschützt Mutter und Kind im Inneren. Hirten und Könige kommen, um das Wunder der Geburt zu bestaunen. Ein

sozialer Kokon beschützt und wärmt die innige Verbindung von Mutter und Neugeborenem.
Und doch ist die Aggression im Umfeld von Schwangerschaft und Babyphase ein zentrales, fast immer unterschätztes Thema der modernen Paarbeziehungen. Wir könnten damit beginnen, uns Gedanken darüber zu machen, ob die Angriffslust gegen jeden, der den Nachwuchs bedroht, bei *Homo sapiens* noch eine Grundlage in instinktivem Geschehen hat oder von der Kultur geformt wurde.
In der menschlichen Entwicklung gibt es kaum instinktive Einflüsse, die ohne formendes Lernen das Verhalten prägen. Erbanlagen und Umwelt mischen ihre Wirkungen. Die existenzielle Bedeutung der Mutterschaft verschließt zusätzlich den experimentellen Weg, mit dessen Hilfe solche Fragen in Tierversuchen bearbeitet wurden.
Eine verlässliche Quelle mütterlichen Verhaltens in den Erbanlagen ist bei den Primaten unwahrscheinlich. Prägend für unsere Fähigkeiten zur Elternschaft scheinen eigene kindliche Erfahrungen von Bemutterung zu sein. Rhesusaffen, die an Attrappen großgezogen wurden, behandelten ihre Neugeborenen wie ein Stück Holz. Ein Pionier ist hier der Amerikaner Harry F. Harlow. Er hat nicht nur in Mehrgenerationenversuchen an Rhesusaffen gezeigt, wie ausgeprägt die sozialen Störungen früh traumatisierter Primaten sind. Er hat auch dokumentiert, wie sie sich auf die nächste Generation auswirken.

Harlow zog mit Hilfe von Attrappen Rhesusäffchen groß, die äußerlich gediehen. Er konnte nachweisen, dass die Affenkin-

der kuschelige Stoffattrappen mehr »liebten« als Attrappen aus Draht. Wenn sie geängstigt wurden (indem die Forscher eine bedrohliche Plastikspinne in den Käfig legten), dann suchten die mit Stoffattrappen aufgezogenen Äffchen sofort dort Zuflucht. Hatte man die Stoffattrappe entfernt, rannten sie dorthin, wo sie zuletzt gewesen war, liefen dann schreiend von einer Wand des Käfigs zur anderen, packten endlich ihren eigenen Körper, verharrten in gekrümmter Stellung. Solange sie sich an die Stoffmutter klammern konnten, waren sie »mutiger«.

Aus dem körperlichen Gedeihen und dem relativen »Trost« der Affenbabys durch die Stoffmutter könnte man erschließen, dass Kuscheldecke und Flasche die Mutter ersetzen. Aber bereits Rhesusaffen sind ein Modell für das, was in der Psychoanalyse heute als *Frühstörung* diskutiert und mit Defiziten an interaktiver Stimulation und Spiegelung verknüpft wird.

Die isoliert aufgewachsenen Äffchen blieben kontaktgestört. Sie zogen sich zurück, schaukelten autistisch, rollten sich zusammen und stellten sich tot, zupften an Hautstücken, bis sie bluteten, bissen in ihre Pfoten, rissen sich Haare aus – ein ganzes Repertoire an selbstschädigendem Verhalten, vergleichbar den Selbstverletzungen, dem Nägelkauen und Haareausreißen menschlicher Patienten.

Die Äffchen blieben, wenn man sie mit »normal« aufgewachsenen Artgenossen zusammenbrachte, ängstlich, sie spielten nicht und wehrten sich nicht. Besonders ausgeprägt waren die Störungen des Sexualverhaltens: die isoliert aufgewachsenen Tiere konnten sich nicht paaren. Sie verstanden entsprechende Angebote als Angriff, wurden aggressiv oder flohen. Diese

Störungen waren bei den Affen besonders ausgeprägt, die mit Drahtattrappen großgezogen wurden.

Unter den Bedingungen des Lebens in freier Natur hätten sich die isoliert aufgewachsenen Affen nicht fortgepflanzt. Sie wurden schließlich auch von den geduldigsten Sexualpartnern stehen gelassen. Erst in besonderen Brunftkäfigen gelang es Harlow, doch noch für Nachwuchs zu sorgen. Jetzt wurde ein weiterer Schaden im Verhaltensrepertoire deutlich: Die isoliert aufgewachsenen Affen waren tödliche Mütter. Ihre Erstgeborenen wären sämtlich umgekommen, wenn sie nicht den Müttern weggenommen, künstlich ernährt und erwärmt worden wären. Einem Neugeborenen wurden gleich nach der Geburt sechs Finger abgebissen, ehe die Wärter es retten konnten.

Die Verhaltensbiologen der Harlow-Gruppe waren sehr überrascht, als die »tödlichen« Mütter ein zweites Kind bekamen. Sie verhielten sich jetzt ganz normal; offensichtlich waren ihre mütterlichen Kompetenzen nachgereift. Auch Affen, die zwar mutterlos aufgezogen worden waren, aber Kontakt mit Artgenossen hatten, blieben von den massiven Verhaltensstörungen der isolierten Tiere weitgehend verschont. Sie banden sich nur viel enger an ihre Spielkameraden, als es die unter naturnahen Bedingungen aufgewachsenen Tiere tun.

Im Tierexperiment haben sich auch einige Gesichtspunkte zur Frühstörung erarbeiten lassen, die mit dem Reifen von Bindung und von Angst zusammenhängen. Angst ist biologisch sinnvoll, aber kleine Rhesusaffen »brauchen« noch keine Angst, weil sie immer im Fell der Mutter hängen. Die Angstreaktion reift normalerweise nach den ersten Lebensmonaten. *Vorher* muss der kleine Affe etwas lernen, was er nicht instinktiv kann, sondern

unter natürlichen Bedingungen selbstverständlich erwirbt. Er muss sich an seine Artgenossen *binden*, Vertrauen zu ihnen haben. Wenn das nicht geschieht, weil das Affenkind die ersten drei Monate isoliert blieb, dann fürchtet es *Artgenossen wie Feinde*.

Bis zum Alter von drei Monaten vermag das Äffchen noch, diesen Schritt nachzuholen. Wird die Isolation dann beendet, entwickelt es sich nach einer schwierigen Phase voller Angst und Rückzug schließlich normal. Isoliert man es hingegen ganze zwölf Monate, ist die Störung nicht mehr umkehrbar, das Tier bleibt seiner Angst schutzlos ausgeliefert, es kann nicht das aufbauen, was der Analytiker die Angstabwehr nennt: eine innere Struktur, welche die Angst auf jene Situationen beschränkt, in denen sie sinnvoll ist. Hingegen vertragen Affen, welche die ersten drei Monate mit der Mutter lebten, eine spätere Isolierung ohne derart massive Verhaltensstörungen.

Primaten müssen Liebe lernen, Wut und Angst sind angeboren.

Etwas plakativ lässt sich sagen, dass Primaten Liebe und Freundschaft *lernen* müssen, während ihnen Aggression, Wut und Angst angeboren sind. Wissenschaftlicher gesagt: die Evolution arbeitet ökonomisch, sie nutzt beide Möglichkeiten der Informationsübermittlung intensiv, die soziale und die genetische. In der freien Natur braucht jedes neugeborene Rhesusäffchen eine enge Mutterbindung, um zu überleben. Es gibt hier keine früh gestörten erwachsenen Affen, weil alle in dieser Weise traumatisierten Organismen nicht reifen konnten.

Erik H. Erikson spricht beim Menschen von *Urvertrauen*

und *Urmisstrauen*. Er betont, dass blindes Vertrauen ebenso problematisch sei wie blindes Misstrauen; optimal für die soziale Entwicklung ist es, wenn das Kind lernt, vertrauenswürdigen Menschen zu vertrauen, aber sich gegen Übergriffe zu wehren und sich nicht (wie es Heimkinder oft tun) jedem Fremden auf den Schoß zu setzen.[3]

Der moralphilosophische Begriff des Vertrauens lässt sich also als angstlindernde Bindung; der des Misstrauens als ängstigende bzw. ungenügend Angst »stillende« Störung dieser Bindung verstehen. Durch seine Experimente[4] veränderte Harlow die normale Umwelt des überlebenden Äffchens, sodass sich die angeborenen Komponenten des Sozialverhaltens von den erworbenen trennen ließen. Die isolierten Affen konnten sich fürchten und sie konnten aggressiv sein, aber sie konnten nicht »lieben«, d.h. sie konnten keine Bindungen aufbauen.

Ein von Angst gelenktes, dahinter aber aggressives Verhalten lässt jenen Typus entstehen, den wir in der Alltagspsychologie den Radfahrer nennen: er buckelt nach oben und tritt nach unten. Während normal aufgewachsene, ranghohe Rhesusaffen »ritterlich« in dem Sinn sind, dass sie in der Gruppe für Schwächere Partei ergreifen und Unterlegene vor den Aggressionen der Stärkeren schützen, verhalten sich die geschädigten Tiere anders. Sie fürchten sich vor Überlegenen und meiden sie, während sie gegenüber Schwächeren sehr grausam sein können.[5]

So hat die Hypothese viel für sich, dass wir Elternschaft durch *Identifizierung* erlernen. Allerdings identifizieren wir uns nicht nur mit den realen Eltern, sondern mit deren und

mit unseren eigenen Idealvorstellungen. Jedes verlassene, vernachlässigte, gequälte Kind kann sich sagen: *So nicht! Wenn ich einmal Kinder habe, will ich sie anders behandeln!* Diese Phantasie tröstet Kinder, sobald sie in der Frühblüte ihrer Kreativität kurz nach dem Spracherwerb, also im Alter zwischen zwei und fünf Jahren, ihr eigenes Gerechtigkeitsempfinden mit dem der Eltern messen und auch beobachten, wie andere Eltern mit anderen Kindern umgehen.

An den Harlow-Versuchen fällt auf, dass die isoliert aufgezogenen Affenmütter aggressiv zu ihren Babys waren. Keines aus der ersten Generation hätte ohne das Einschreiten der Tierpfleger überlebt. Diese Szene lässt sich nicht auf Menschen übertragen, aber sie gibt doch zu denken. Wer Mütter beobachtet und ihre spontanen Einfälle sammelt, findet viele Hinweise auf diese Aggressionen und kann die komplexen Motive der Bindung zwischen Mutter und Neugeborenem erahnen.

Auch menschliche Mütter brauchen günstige Bedingungen, um die Aggressionen gegen ein Neugeborenes zu entschärfen, das in ihr bisheriges Leben derart massiv eingreift. Unter ungünstigen Umständen, etwa bei einer Drogenabhängigkeit oder einer massiv von ihrem Partner enttäuschten Frau, können sich diese Aggressionen Bahn brechen. Die Bindung zwischen Mutter und Kind muss sich entwickeln können; sie ist nicht naturgegeben.

Die an Drahtgestellen aufgezogenen Rhesusaffen hatten keine eigenen Erfahrungen mit mütterlicher Nähe und zärtlichem Austausch verinnerlicht. Daher war für sie das eigene Neugeborene ein fremdes, lästiges Ding, das sie wegwarfen

oder dem sie die Finger abbissen, wenn es sich instinktiv in ihr Fell klammerte. Es bedarf vieler grausamer Störungen in der normalen Entwicklung eines Affenbabys, um diese nackte Aggression bloßzulegen und ihre normalerweise wirksamen Gegenkräfte zu blockieren. Dennoch gibt es diese Aggression. Sie wurzelt in dem Bestreben, die eigene Sphäre gegen das Eindringen unerwünschter Kräfte zu verteidigen, notfalls mit Gewalt.

Der Austausch zwischen Mutter und Kind ist in der emotionalen Entwicklung ebenso wichtig wie die Anwesenheit der Mutter (oder einer anderen, stabilen Bezugsperson), um das Kind in jenen Angst- und Wutsituationen zu stabilisieren, die es alleine nicht bewältigen kann.

Wo das nicht stattfindet, wo Mutter und Kind in keinen vorwiegend freudvoll-spielerischen Austausch finden, kann das Kind später seine primitiven Affekte nicht angemessen steuern. Das hat David Levy bereits 1937 herausgefunden. Der amerikanische Psychiater, der die »überbeschützende« *american mom* entdeckt hat, wollte seine Beobachtungen vertiefen, indem er die Kinder solcher überbeschützenden Mütter mit anderen verglich, die überhaupt keine stabile Mutterbeziehung erlebt hatten. Bald interessierte ihn diese Kontrollgruppe mehr als die ursprüngliche Zielgruppe. Es zeigte sich, dass diese keine tragenden Freundschaften aufbauen konnten, impulsiv agierten und oft durch dissoziales Verhalten auffielen.[6]

Wie zeitlos diese Probleme sind und wie wenig die seit 1937 bekannten Zusammenhänge zwischen früher Vernachlässigung eines Kindes und späterer Dissozialität in vorbeugende

Maßnahmen umgesetzt werden konnten, zeigt eine Skizze über jugendliche Gewalttäter, die alle wegen Körperverletzung und anderen Delikten einsaßen. In jeder Biografie finden sich katastrophale Austauschdefizite in der frühen Kindheit: Die Mutter hat das Kind ausgenutzt, verlassen, es wurde vom Vater geprügelt.
Ein 23-Jähriger, der lange auf der Straße lebte und mehrmals im Knast saß, beschreibt die durch keine frühen Austausch- und Bindungserfahrungen gemilderten Affekte:

> »Wenn ich merke, da tuscheln welche, denke ich sofort: Die tuscheln über mich. Da reicht manchmal schon ein dummer Blick … Dann fängt es im Bauch an zu brodeln. Mir wird warm, ich fange an zu schwitzen. Da ist so eine Wut! Im Nachhinein denke ich: Scheiße, was habe ich gemacht? Ich frage mich, warum mich Kleinigkeiten zu so einer Explosion bringen. Ich will, dass das weggeht. Ich mag das nicht an mir.«[7] Ein anderer: »Wenn einer versucht, mich blickzuficken – so nennen wir das. Da macht man Augenkontakt, einer versucht, böse zu gucken, und du sagst: Hey, was guckst du? Warum willst du mich blickficken? Und wumm, geht's los!«[8]

Solche Äußerungen zeigen, wie stark Erwachsene ein Defizit an kindlichen Austausch- und Bindungserfahrungen in narzisstische Themen übersetzen. Es geht um Entwertungsphantasien – »Blickficken«, Tuscheln, Auslachen, dahinter um den Schmerz der eigenen Bindungs- und Bedeutungslosigkeit.

Während alle Beziehungen des Erwachsenen potenziell auflösbar sind, belebt das Kind alte Ängste vor Abhängigkeit. Es kann das Selbstgefühl der Eltern steigern. Wenn es das nicht tut, wehe ihm! Es weckt dann Aggressionen, die gegenüber anderen Erwachsenen kontrolliert werden können. Das gilt vor allem dann, wenn das Kind den »großen Wurf« zu gefährden scheint, sich einer anderen Seele ganz sicher zu sein. Die Auseinandersetzung mit der Frage, wie ein Kind die Sphären der Eltern stört oder bereichert, beginnt mit der Schwangerschaft. Wenn diese ersehnt war, überwiegt zunächst der narzisstische Triumph. Ich verwirkliche etwas, sagt sich die Mutter oder sagen sich beide Eltern, was nur ich kann, wir können. Das Ergebnis ist eine Form der Selbstverwirklichung, die mit keinem anderen Mittel so schnell und einfach zu gewinnen ist. Diese Hochgefühle führen dann dazu, dass während der Schwangerschaft das Selbstgefühl eine bisher nicht erlebte Festigkeit und Stärke gewinnt.

Viele Schwangerschaften sind nicht ersehnt, sondern eher bedingt erwünscht. Irgendwann will ich Kinder, hat sich die werdende Mutter gesagt. Ich lasse es darauf ankommen, ich werde älter, später wird es schwieriger, es muss nicht gleich sein, es wäre vielleicht sogar gut, noch ein wenig zu warten und zu sehen, ob ich nicht vorher das eine oder andere machen kann, wovon mich die Mutterschaft abhalten wird.

Letztendlich gibt es Schwangerschaften, die weder ersehnt sind noch bedingt erwünscht, sondern überhaupt nicht passen und doch ausgetragen werden, weil eine Abtreibung als noch belastender eingeschätzt wird und/oder Dritte ein Kind wollen, auf das die Mutter gerne verzichten würde.

In solchen Fällen ist das kommende Kind nicht die Komplettierung eines sich unvollständig erlebenden Selbst, sondern eine Invasion, ein Eindringling, der die Mutter ihrer bisherigen Bewegungsfreiheit und Unabhängigkeit beraubt. Ob im ersten Fall dieses Motiv ganz fehlt, ist aufgrund der mütterlichen Einstellungen nicht mit Sicherheit zu sagen; es hängt davon ab, wie genau das ersehnte Kind die mütterlichen Erwartungen erfüllt, wenn es erst in den Windeln liegt.

Ein großer Anteil junger Eltern reagiert in den ersten Jahren nach der Geburt ihres Kindes depressiv.

Ein großer Anteil junger Eltern reagiert in den ersten Jahren nach der Geburt ihres Kindes depressiv. Das ergab eine Studie von Forschern um Shreya Davé vom Medical Research Council in London, für die sie die Daten von knapp 87.000 britischen Familien auswerteten. Dabei waren im ersten Lebensjahr des Kindes die Depressionsraten am höchsten: Hier erkrankten knapp 14 Prozent der Mütter und 3,7 Prozent der Väter. Depressionen waren umso wahrscheinlicher, je jünger die Eltern waren. Die Forscher führen diesen Zusammenhang darauf zurück, dass jüngere Eltern weniger fest im Leben stehen und einen niedrigeren sozioökonomischen Status haben. Dies führe leichter zu seelischen Erkrankungen, wenn ein Kind Stress und Schlafmangel auslöse. Insgesamt durchleiden zwischen der Geburt eines Kindes und seinem zwölften Lebensjahr jede dritte Mutter und jeder vierte Vater eine Depression.[9]

Es gibt kein Wesen, das einen so starken Eindruck der Unschuld wecken und gleichzeitig Geduld und Ausdauer auf eine so harte Probe stellen kann wie ein Baby. Daher

scheint es auch fast unmöglich, sich realistisch auf ein Erstgeborenes einzustellen. Selbst bei den folgenden Kindern müssen immer wieder Illusionen abgearbeitet werden, etwa die, dass ein zweites Kind positiv darauf reagiert, ihm die vermeintlichen Fehler zu ersparen, die in der Pflege des Erstgeborenen gemacht wurden. Manche Eltern glauben, dass zwei Kinder auch nicht viel mehr Arbeit machen als eines. Ist der Nachwuchs angekommen, verdoppelt sich (subjektiv) die Arbeit, Rivalitäten und Ansprüche müssen geregelt werden, auf die sich die Eltern in guter Hoffnung nicht vorbereiten konnten.

Es gibt kein Wesen, das Geduld und Ausdauer auf eine so harte Probe stellen kann wie ein Baby.

Die *gute Hoffnung* ist mehr als eine Redeweise. Ihre tautologische Qualität – eine Hoffnung, die nicht gut ist, sollten wir doch wohl eher Befürchtung nennen! – spricht dafür, dass die Lügenschleier über den Schmerzen und Ängsten, welche das Fortpflanzungsgeschäft mit sich bringt, auch in jenen Zeiten dicht gewebt sein mussten, als die Redewendung entstand.

In traditionellen Kulturen, in denen Männer- und Frauenrollen Aufträge von Sippe und Familie abarbeiten, vollendete sich das erwachsene Leben in möglichst vielen Kindern. Heute tritt das Kind in Konkurrenz zur beruflichen Selbstverwirklichung. Je stärker sich deren Einfluss auf das Selbstgefühl ausprägt, desto mehr Aggressionen müssen neutralisiert werden, wenn ein Kind die Selbstverwirklichung gefährdet oder diese nicht in der erwünschten Weise vorantreibt.

GÜTERSLOHER VERLAGSHAUS

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Wolfgang Schmidbauer

Partnerschaft und Babykrise

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 191 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-579-06665-3

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: April 2012

Die Krise der heutigen Ehe: unglücklich durch ein Kind

Die Geburt eines Kindes ist in vielen zivilisierten Ländern die häufigste Ursache einer Scheidung in den ersten Ehejahren. Warum ist das so? Schließlich heiraten Menschen doch mit dem Wunsch, eine Familie zu gründen und mit dem gemeinsamen Kind die Liebesbeziehung zu festigen. Und warum ist diese »Erosion der Liebe« zwischen den Eltern durch das Kind noch nie richtig untersucht worden? Die Liebe zum Kind wird meist noch energischer gegen alle Bedenken verteidigt als die erotische Liebe. Die Schattenseiten werden ignoriert und ein als gefährdet erlebtes »Glück« durch Verleugnungen gefestigt. Die Probleme werden unter den Teppich gekehrt, wo sie immer weiter wachsen und schließlich unlösbar werden. Eine frühe Wahrnehmung der Krise dagegen ermöglicht es, Wege aus dem Dilemma zu finden.

Der Titel im Katalog